

Sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich sehr, heute vor Ihnen sprechen zu dürfen, denn um es gleich zu sagen: Ich bin ein großer Fan der künstlerischen Arbeiten von Sabine Kuehnle. Ihre Werke gehen immer aufs Ganze, sie sind stark und fein zugleich, sie sind (wie ein Mensch) immer wieder überraschend und doch wiedererkennbar, und sie haben, darauf ist Verlass, immer etwas Wichtiges zu sagen. Etwas, das jeden von uns angeht, denn es geht immer ums Menschsein.

*After Nature*, die Installation, die Sabine Kuehnle hier präsentiert, handelt von Identität und Herkunft, Heimat und Heimatsuche.

Bevor wir uns der Arbeit selbst zuwenden, gestatten Sie mir bitte einen ganz kurzen Schlenker zu einem anderen Künstler – Sie werden gleich verstehen, warum ich ihn mache. Unweit von hier, in Sankt Märgen im Schwarzwald, lebt der Maler und ehemalige Kunstprofessor Peter Dreher. 1974, also vor über 40 Jahren, hat er mit einer Bildserie begonnen, die er parallel zu seinen übrigen Arbeiten bis heute fortsetzt: Wieder und wieder malt er maßstabsgetreu ein schlichtes, leeres Glas vor einer weißen Wand. Die Bedingungen sind stets die gleichen, und doch ist jedes dieser Gemälde – in den Nuancen und Spiegelungen – immer ein wenig anders als alle anderen, rund 5200 Bilder umfasst die Serie mittlerweile. Peter Dreher ist sehr viel herumgekommen auf der Welt, das Malen des Glases aber begleitet ihn kontinuierlich – als eine friedvolle, meditative Tätigkeit, ähnlich einem Tagebuch.

Worauf ich mit diesem Beispiel hinauswill, ist: Heimat – innere Heimat – können wir auch in dem finden, was wir tun. In den Dingen, mit denen wir uns gern beschäftigen und in der Art, wie wir denken. Die innere Heimat ist mobil, ortsunabhängig und in höchstem Maße individuell definiert. Ob Sie seit Ihrer Jugend leidenschaftlich gern Fahrpläne auswendig lernen oder sich ein Leben lang mit Jazz befassen, mag zu einem nicht geringen Anteil von dem Umfeld geprägt sein, in dem Sie aufgewachsen sind, Ihrer äußeren Heimat. Und doch:

Schon dem Zellklümpchen, als das jeder von uns angefangen hat, hätte man einen Namen geben können, denn es bildet den Auftakt zu einer ganz eigenen, unverwechselbaren, mehr oder weniger mitteilbaren Gefühls- und Gedankenwelt, zu Vorlieben, Abneigungen, Temperament. Mit der Zellteilung beginnt die Formung eines Individuums, einer unteilbaren Einheit. Aber, mit den bekannten Worten des englischen Dichters John Donne: »Niemand ist eine Insel, in sich ganz; jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents, ein Teil des Festlandes.«

Und also kommt das Leben und verpasst jedem von uns eine äußere Heimat: eine Familie und einen Landstrich. In beidem formt sich, wer wir sein werden, und eben auch, wo wir unsere innere Heimat entdecken.

In der Kindheit, so beschreibt es der Schriftsteller Karl Ove Knausgard, ist jeder Tag bis zum Rand mit Sinn gefüllt, und jeder Schritt eröffnet neue Möglichkeiten, und jede neue Möglichkeit füllt einen restlos aus.

Als Kinder fangen wir an, uns einen Überblick über die Welt zu verschaffen, und weil die Neugier groß ist, wird meist auch irgendwann der Drang groß, mehr von ihr zu sehen.

Wenn man die äußere Heimat verlässt, um an die innere näher heranzukommen, ist immer Sehnsucht im Spiel: die Sehnsucht nach Heimat in der Welt – und draußen in der Welt gelegentlich das Heimweh, die Sehnsucht nach dem Vertrauten, nach einer Landschaft, einem Sprachklang, nach Bildern und Gerüchen, mit denen man aufgewachsen ist. Ein Zwiespalt.

Für Sabine Kuehnle, die in Brackenheim geboren wurde, war die Einladung zu einer Ausstellung im hiesigen Kunstverein ein Anlass, sich diesem Themenfeld von Herkunft und Identität, Heimat und Heimatsuche intensiv zu widmen. Eine ganz wesentliche Rolle spielte dabei ihre Beschäftigung mit der Gedankenwelt des Dichters Friedrich Hölderlin, der keine 100 Kilometer von hier entfernt in

Nürtingen aufwuchs – und der die Sehnsucht nach Heimat in der Welt nur allzu gut kannte: Wieder und wieder brach er auf, um irgendwo sein Glück zu machen, und wieder und wieder kehrte er nach Nürtingen zurück – ein ums andere Mal wie ein Schiffbrüchiger. Sich draußen in der Welt ein Zuhause zu schaffen, sich fest zu installieren, gelang ihm nicht. Aber etwas hatte er immer bei sich, das ihn in seinem Hunger nach Welt und nach Heimat vor dem Verhungern bewahrte: die Poesie – und die innere Notwendigkeit, zu dichten. Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Binder brachte es in einem Satz auf den Punkt: »Heimat haben und die Heimat dichten sind nicht dasselbe, und für einen Dichter wie Hölderlin schließt das eine das andere aus.« Die Ruhelosigkeit des ewig Suchenden findet einen Ausgleich in der Kunst, die so zu einem lebenswichtigen Begleiter wird.

Drei der Gedichte Hölderlins sind in der Ausstellung still anwesend: »Heimath«, »Heimkunft« und »An die Parzen«. Sabine Kuehnle hat die (übrigens u.a. von Heidegger vorgetragenen) Verse auf CDs gebrannt und diese an Schnüren aufgehängt. Ein Bild, das wir aus Waldgebieten kennen: Dort sollen die Lichtreflexe Wildtiere davon abhalten, auf die Straße zu laufen.

*After Nature* – Nach der Natur – hat Sabine Kuehnle ihre Installation genannt. Das Wort »Natur« leitet sich von »natus« ab, »geboren«. Hölderlins Naturbezug und die generelle Frage danach, wer man *naturgemäß* ist, fließen hier unmittelbar in eins. Und freilich sind Natur, Heimat, Herkunft und Identität auch ganz unabhängig von Kunst und Poesie auf das Engste miteinander verbunden, denn wir alle sind ein Teil der Natur, und das Bedürfnis, Natur zu erfahren, ist tief im Menschen verankert. Der Hirnforscher Detlef B. Linke hat die These aufgestellt, dass wir deshalb so gern in den Wald gehen, weil die Gestalt unserer Hirnrinde und die Struktur unserer Neuronennetze große Ähnlichkeiten haben mit der Struktur der Gewächse, Blüten, Bäume und

Wurzeln – dass sich das Gefühl der Harmonie in der Natur also auch aufgrund dieser Ähnlichkeiten einstellt.

Die Künstlerin entführt uns hier in einen Erzählraum zwischen Innenwelt und Außenwelt – in eine Erzählung, die ohne Worte auskommt: Zwei große Baumwurzeln liegen am Boden. Hier an der Wand sitzt eine Elster. Jenseits der Bedeutungen, die dieser Vogel in der germanischen Mythologie besitzt – als Götterbotin und als Vogel der Todesgöttin Hel – verbindet Sabine Kuehnle auch ein ganz persönliches Erlebnis mit einer Elster. Sie saß als Kleinkind im Garten der Großeltern und musste zusehen, wie ihr eine Elster den Schnuller vom Tisch stahl. Einen Schnuller wollte sie danach nicht mehr haben, es war gewissermaßen das jähe Ende eines Lebensabschnitts.

Die mit flüssigem Ton schwer durchtränkten und mit Farbe und Pigmenten versehenen Papierobjekte an den Wänden – sie erscheinen wie Häute, die im Waldboden gelegen haben, in ihn übergegangen, mit ihm verwachsen sind. Und dann sind da noch die vier identischen Fußpaare aus Gips, ausgerichtet nach allen Himmelsrichtungen. (... und jeder Schritt eröffnet neue Möglichkeiten, und jede neue Möglichkeit füllt einen restlos aus.)

Von manchen Menschen heißt es, sie würden mit beiden Beinen fest auf der Erde stehen, und die das sagen, meinen es anerkennend. Aber ich frage mich immer: Wenn man mit beiden Beinen fest auf der Erde steht – wie will man sich dann bewegen, sich verändern, weiterkommen? Eines ihrer Fußpaare hat Sabine auf einem liegenden Spiegel platziert – eine Verbindung zwischen Luft und Erde, ein Umkehrbild zu den Baumwurzeln, die tief ins Erdreich reichen. Und während die Füße auf dem Boden stehen, mag der Kopf frei in den Wolken stecken.

Lassen Sie mich noch einmal Knausgard zitieren: »Die Welt zu verstehen, heißt, einen bestimmten Abstand zu ihr einzunehmen. Was zu klein ist, um mit dem bloßen Auge wahrgenommen zu werden, wie Moleküle und Atome, vergrößern

wir, und was zu groß ist, wie Wolkengebilde, Flussdeltas, Sternbilder, verkleinern wir. Wenn wir den Gegenstand so in die Reichweite unserer Sinne gebracht haben, fixieren wir ihn. Das Fixierte nennen wir Wissen. [... Wir] streben [...] danach, den korrekten Abstand zu Dingen und Phänomenen einzunehmen. Wir lesen, wir lernen, wir erfahren, wir korrigieren.«

Mit denselben Worten ließe sich auch die bildhauerische Arbeit von Sabine Kuehnle beschreiben: Als eine intensive Suche danach, den korrekten Abstand zu den Dingen und zwischen ihnen auszuloten, bis sich ein Gesamtbild ergibt, eine Erkenntnis. Jedes der Objekte und Materialien, die die Künstlerin einsetzt, um ihren Einsichten Gestalt zu verleihen, ist sorgsam gewählt, jedes von ihnen ist wie ein Wort, und alle zusammen bilden sie einen Satz. In den Sätzen, die Sabine formuliert, geht es nie um das Momenthafte, das Flüchtige oder um die Herstellung eines aktuellen Zeitbezugs, sondern stets um existenzielle, zeitlose Fragen. Antworten findet sie in der Literatur, in der Mythologie, in Gedichten – und manchmal auch in den Lebensgeschichten von Menschen, die sich mit allem, was sie hatten, der Kunst verschrieben haben, weil die Kunst sie nährte. Die vier Brotscheiben, die Sabine in ihrer Installation ausgelegt hat, sind mehr als nur eine Wegzehrung für hungrige Wanderer.

Kunst, so kann man vielleicht sagen, ist der Proviant der Suchenden. Bisher konnte ich von jeder Arbeit, die Sabine ausgestellt hat, etwas mitnehmen, das sich mir eingepägt hat und von dem ich lange zehre – einen Gedanken, ein Gefühl, eine Stimmung, eine Ahnung. – Ein kleines Stück innere Heimat, wenn Sie so wollen.

Ihre Installation *After Nature* erzählt vom Verwurzeltein und von Entwurzelung, von einer Richtungssuche und von Heimkehr, von Selbstspiegelung und freiem Ausschreiten. Ich bin sicher, dass auch Sie etwas davon mit nach Hause nehmen werden.

Britta Schröder